

Missionarische Haltung und interreligiöser Dialog. Eine Verhältnisbestimmung

von Klaus von Stosch

Unter einer missionarischen Haltung verstehe ich eine Grundhaltung, die von der menschengewordenen Liebe Gottes in Jesus Christus Zeugnis ablegt und sie so für andere Menschen zugänglich macht. Ich möchte in diesem Artikel zunächst dafür argumentieren, dass eine solche Haltung notwendig zum Christsein dazugehört. Dann möchte ich zeigen, dass diese Haltung zu ihrer glaubwürdigen Umsetzung eine dialogische Haltung im Dialog der Religionen braucht, der sämtliche expliziten missionarischen Absichten und Strategien sistiert. Im dritten Schritt möchte ich dann Tugenden benennen, die sowohl eine dialogische als auch die missionarische Haltung kennzeichnen sollten.

Warum wir missionarisch Kirche sein müssen!

Das Christentum verkündet einen Gott der Liebe, der seine Liebe jedem Menschen schenken will – ganz unabhängig davon, ob dieser Mensch an Gott glaubt oder nicht. Christinnen und Christen sehen in Gott keine Krämerseele, die Vorleistungen des Menschen wie die Mitgliedschaft in der Kirche verlangt, um ihnen sein Heil zu schenken. Vielmehr verkünden sie in der Nachfolge Jesu einen Gott der Barmherzigkeit, der sich jedem Menschen schenken will. Leben, Tod und Auferstehung Jesu Christi erleben sie als Ereignis unbedingter Zuwendung, in der Gott seine Menschenfreundlichkeit für die gesamte Welt erwiesen hat. Entsprechend ist es Aufgabe der Kirche, eben diese unbedingte Zuwendung durch den eigenen Wesensvollzug erfahrbar werden zu lassen. „Wenn die Wirklichkeit Gottes als Ereignis unbedingter Zuwendung offenbar werden soll, kann dies ange-

messen nur im Geschehen unbedingter Zuwendung (zum Menschen) erfolgen. Gottes unbedingte Zuwendung lässt sich angemessen nur bezeugen in einer Praxis, die das vollzieht, was sie bezeugt. Genau dies sind Zweck und Auftrag der Kirche.¹

Entsprechend ist es nur konsequent, dass es gerade der diakonische Grundvollzug von Kirche ist, der derzeit die Gestalt der Kirche am meisten prägt und der auch von Papst Franziskus in den Mittelpunkt seines Pontifikates gerückt wird. Für diesen dienenden Grundvollzug der Kirche gilt aber: „Diakonie ist selbstlos, nicht auf Mitgliedererwerb oder Marktmacht ausgerichtet. Gerade darin ist sie Gotteszeugnis – und will es sein, Zeugnis eines sich verausgabenden Gottes, eines Gottes für die Menschen.“² Die Glaubwürdigkeit der Kirche hängt also davon ab, dass sie ihre dienende Rolle erfüllt, ohne Gegenleistungen zu erwarten. Wie Jesus ohne Vor- und Nachbedingungen heilt, muss auch die Kirche ihre diakonischen Dienste allen zur Verfügung stellen und darf nicht auf die Bekehrung derjenigen schießen, um die sie sich kümmert. Entsprechend hält der emeritierte Papst Benedikt fest: „Wer im Namen der Kirche karitativ wirkt, wird niemals dem anderen den Glauben der Kirche aufzudrängen versuchen. Er weiß, dass die Liebe in ihrer Reinheit und Absichtslosigkeit das beste Zeugnis für Gott ist.“³ Gerade die Absichtslosigkeit der Zuwendung muss also Kennzeichen christlicher Haltung sein – auch in der Mission.

So wie die Liebe und Barmherzigkeit Gottes sich jedem Menschen schenken will, muss auch die Kirche ihre Zuwendung universal allen Menschen zugänglich machen. Die Kirche soll eben „Ereignis und Gestalt der Zuwendung Gottes zu den Menschen sein, die nicht an

¹ Hans-Joachim Höhn, *Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute*, Freiburg/Basel/Wien 2012, S. 84.

² Jürgen Werbick, *Grundfragen der Ekklesiologie (Grundlagen Theologie)*, Freiburg 2009, S. 238f.

³ Benedikt XVI., *Enzyklika Deus Caritas est über die christliche Kirche*, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 111), Bonn 1993, Nr. 31.

den Grenzen der Kirche endet“⁴. Die durch die Kirche bezeugte Liebe und Barmherzigkeit wird dabei als unbedingt gedacht, das heißt sie nimmt nicht Maß an menschlichen Vorleistungen und stellt auch keine Nachbedingungen, sondern ist dem Menschen unbedingt und grundlos geschenkt. Sie gilt allen Menschen universal und sie ist nicht abhängig von der Mitgliedschaft in der Kirche. Es ist also nicht für jeden Menschen heilsnotwendig, Mitglied der Kirche zu sein, und eine missionarische Haltung kann gerade nicht darin bestehen, alle Menschen taufen zu wollen.

Es wäre allerdings falsch, aus diesen Einsichten des Zweiten Vatikanischen Konzils zu folgern, dass die Kirche nicht heilsnotwendig wäre. Im Gegenteil betont auch das Zweite Vatikanische Konzil wie die gesamte Tradition die Heilsnotwendigkeit der Kirche.⁵ Wie ist das zu verstehen und wie passt es zu der Lehre, dass der einzelne Mensch nicht unbedingt Mitglied der Kirche sein muss, um das Heil zu erlangen?

Heil bedeutet ja die konkrete Erfahrung der Liebe und Barmherzigkeit Gottes in mitmenschlicher Zuwendung. Diese Zuwendung ist in Jesus Christus konkrete geschichtliche Wirklichkeit geworden, und sie wird durch die Kirche sakramental, also zeichenhaft und zugleich real erfahrbar dargestellt. Natürlich kann nichts Endliches, also auch nicht die Kirche, etwas Unbedingtes sein. Aber sie kann kraft des Geistes Gottes die Unbedingtheit der Zuwendung Gottes zeichenhaft darstellen und anfanghaft Wirklichkeit werden lassen. Eben dies geschieht in den Lebensvollzügen der Kirche wie beispielsweise in ihrer Liturgie. Dabei sind diese Lebensvollzüge nur als Bezeugung der unbedingten Liebe Gottes verständlich, wenn sie auch auf Gottes Selbstzusage in Jesus Christus Bezug nehmen.

⁴ Hans-Joachim Höhn, a. a. O., S. 67.

⁵ LG 14. Alle Zitate des Zweiten Vatikanischen Konzils folgen der Ausgabe: Karl Rahner/ Herbert Vorgrimler, Kleines Konzilskompendium, Freiburg¹²1978. Genannt werden jeweils der lateinische Name des Dokuments und die Nummer.

Nehmen wir etwa die Liebe der Eltern zu ihrem Kind. Wenn die Eltern ihr Kind ohne Vor- und Nachbedingungen als Geschenk begreifen und zu ihm stehen in guten und in schlechten Tagen, wenn sie es lieben und es immer wieder annehmen, ganz unabhängig davon, wie sich das Kind entwickelt, dann wird durch die Eltern die unbedingte Liebe für das Kind erfahrbar. Die Eltern sind dann die ersten Menschen, die dem Kind deutlich machen, dass es von Gott geliebt ist und diese Liebe stärker ist als der Tod. Allerdings können die Eltern die Unbedingtheitsdimension der Liebe nur zeichenhaft in Anspruch nehmen. Sie können nicht buchstäblich unbedingt lieben. Auch ihre Liebe ist aus eigener Kraft nicht stärker als der Tod. Auch sie werden ihr Kind manchmal falsch verstehen und einengen. Ihre Zeichen werden gelegentlich missverstanden werden und können dann dazu führen, dass das allmählich erwachsen werdende Kind an der Macht der Liebe zweifelt und insbesondere ihre Unbedingtheit infrage stellt. Denn nur Gottes Liebe ist stärker als der Tod, menschliche Liebe kann aus eigener Kraft nichts versprechen und einlösen, was die Bedingtheit dieser Welt übersteht. Das Versprechen der Liebe, dass sie den Geliebten niemals hergeben will, kann sich nur erfüllen, wenn sie durch Gottes Liebe unterfangen, getragen und vollendet wird.

Heil im Sinne unbedingter Zuwendung Gottes zum Menschen braucht also die Erfahrung eines uns zugewandten Menschen, der gerade in der eigenen Zuwendung Gottes Liebe erfahrbare Wirklichkeit werden lässt. Eben das ist nach christlicher Überzeugung in Jesus Christus geschehen, der eben deswegen das Heil der Welt ist. Dieses Heil will nun aber nicht abstrakt bezeugt werden. Denn es geht ja um die Unbedingtheit der Liebe, und Liebe, die nur als Idee bezeugt und nicht konkret getan wird, ist bloße Ideologie, in der ich nur mich selber und meine eigenen Phantasien liebe. Es braucht also das konkrete geschichtliche Zeugnis für eine Liebe, die stärker ist als der Tod, wenn die unbedingte Zuwendung Gottes bleibend erfahrbar sein soll. Wenn die Kirche aber nichts anderes ist als die geschichtliche Konkretheit dieser in Jesus Christus ergangenen Zuwendung, wenn sie also im Kern nichts ist als Zeichen und Sakrament der Gegenwart des uns in Jesus Christus liebenden Gottes, dann braucht es dieses

Zeugnis, damit die Gegenwart Gottes verstanden und ihr vertraut werden kann. Entsprechend ist dann die Kirche heilsnotwendig, weil wir ohne sie kein belastbares geschichtliches Ereignis in der Gegenwart hätten, das die Unbedingtheit der Zuwendung Gottes als Wirklichkeit (und nicht nur als Idee) verbirgt.

Wir stehen damit vor einem Paradox: Die Unbedingtheit der Zuwendung Gottes stellt keine Vor- und Nachbedingungen. Von daher darf die Kirche ihre Botschaft von der Treue und Vergebungsbereitschaft Gottes nicht an Bedingungen knüpfen und muss bekennen, dass ihre Botschaft allen Menschen gilt – unabhängig von ihrer Kirchenzugehörigkeit. Andererseits ist ohne das konkrete Zeugnis der Kirche und ohne ihre sakramentale Vergegenwärtigung der unbedingten Zusage Gottes in Jesus Christus der christliche Glaube nicht mehr verständlich und die von ihm bezeugte Wirklichkeit wird zwiespältig und fragwürdig. Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ist auch ohne Verbindung zum christlichen Glauben echte Widerfahrnis der Zuwendung und Gegenwart Gottes. Und doch wird sie als solche erst verstehbar, wenn sie sich auf das Zeugnis der Selbstzuwendung Gottes bezieht. Sie braucht also die Verbindung mit der Kirche um ihrer eigenen Verlässlichkeit und Belastbarkeit willen.

An dieser Stelle sei sofort zugestanden, dass die unbedingte Zuwendung Gottes zum Menschen auch an anderen Orten und in anderen Gegebenheitsweisen erfahrbare Wirklichkeit werden kann, als in Jesus Christus und seiner Kirche. Aber dieses Erkenntnis fußt im Rahmen des christlichen Selbstverständnisses gerade auf der Selbstzusage Gottes in Jesus Christus, so dass wir uns den Boden unter den eigenen Füßen wegziehen, wenn wir in unserem Engagement zugunsten des Menschen diese Selbstzusage relativieren. Christsein wird nicht davon abrücken können, dass sich in Jesus Christus in unüberholbarer und einzigartiger Weise die Unbedingtheit der Zuwendung Gottes zum Menschen gezeigt hat und dass es nicht delegierbare Aufgabe aller Christinnen und Christen bleibt, diese Zuwendung durch ihr Handeln erfahrbar und durch ihr Zeugnis verständlich zu machen.

Zur Unterscheidung einer missionarischen Haltung von missionarischen Absichten

Was bedeutet das alles jetzt für das Thema der missionarischen Haltung? Missionarische Haltung darf nicht darauf aus sein, den anderen zum Objekt der Verkündigung zu machen und darf nicht durch Drohungen oder Heilsversprechen zur Mitgliedschaft der Kirche einladen. Und doch weiß sie darum, dass die Verkündigung unbedingter Barmherzigkeit Gottes eine konkrete und verlässliche Basis braucht, die sie selbst in Jesus Christus und seiner Kirche erkannt hat. Deshalb wird sie von dieser Basis Zeugnis geben, immer dann, wenn die Liebe in ihrer Universalität und Unbedingtheit in Frage gestellt wird. Sie wird dies aber immer mit den Mitteln der Liebe tun und also in der eigenen Haltung das einüben, was sie als Wirklichkeit Gottes bezeugt. Das heißt die Bezeugung des Glaubens in Martyria und Mission wird immer getragen sein vom diakonischen Grundvollzug der Kirche. Und der diakonische Grundvollzug wird sich in seiner Rückhaltlosigkeit und Radikalität immer wieder vergewissern am expliziten Glaubenszeugnis.

Damit sollte hinreichend deutlich geworden sein, wie wichtig es ist, eine missionarische Haltung von missionarischen Absichten zu unterscheiden. Als missionarische Absicht möchte ich die Absicht bezeichnen, einen Menschen außerhalb der Kirche zur Taufe und zur Mitgliedschaft in der Kirche bewegen zu wollen. Eine solche Absicht wäre nur berechtigt, wenn Gott seine Liebeszusage an die Mitgliedschaft in der Kirche binden würde. Gottes Liebeszusage gilt aber unbeding, so dass es keine allgemeinverbindliche Notwendigkeit gibt, Mitglied der Kirche zu werden.

Von daher kann ich auch nicht wissen, was Gottes Absicht mit einem anderen Menschen ist. Es mag sein, dass er oder sie auf einem anderen Weg als dem Weg Jesu Christi für die Wahrheit Jesu Christi einzutreten berufen ist, auch wenn ich sie nicht als solche erkenne und mir der Weg unverständlich bleibt. Es ist wichtig, dass die Kirche nicht lehrt, dass sie die Wahrheit Jesu Christi bereits in ihrer ultimativen Gestalt erkannt hat. Die Kirche, so drückt es Paul J. Griffiths

aus, „hat nicht den Anspruch, bereits alle religiöse Wahrheit zu lehren; sie hat nicht, um es noch etwas theologischer auszudrücken, bereits alle in der Offenbarung enthaltenen bedeutsamen Wahrheiten explizit formuliert, die sie bewahrt und überliefert.“⁶ Von daher kann ich durch die Begegnung mit anderen Religionen Entscheidendes über Gott und seine Offenbarung in Christus lernen. Gerade weil sich die Kirche der Wahrheit verpflichtet fühlt, kann sie nicht denken, die Wahrheit bereits zu besitzen. Denn – so völlig zu Recht Karl-Heinz Menke: „Wer sich der Wahrheit verpflichtet fühlt, wird niemals behaupten, die Wahrheit zu ‚haben‘. Wer sich der Wahrheit verpflichtet fühlt, ist nie am Ziel, sondern stets unterwegs; nie fertig, sondern stets im Aufbruch.“⁷ Von daher kann auch ein dem Lehramt in allem treuer Theologe von anderen Religionen lernen wollen und neue Wege des Verstehens der Selbstkundgabe des Unbedingten auch außerhalb der christlichen Tradition suchen.

Nicht umsonst kennzeichnet die dogmatische Konstitution über die Kirche des Zweiten Vatikanischen Konzils die Kirche ja als pilgerndes Volk Gottes unterwegs,⁸ das auch in ihrem Erkennen noch unterwegs ist zum vollen Verstehen Jesu Christi.⁹ Von daher kann es nicht das Ziel der Kirche sein, sich und ihrem ja nur vorläufigen Verstehen Jesu Christi alles einzuverleiben, sondern sie muss mit einer Haltung der Wertschätzung und der Lernbereitschaft auf die Welt¹⁰ und insbesondere auf die Welt der Religionen schauen.¹¹

⁶ Paul J. Griffiths, *Problems of religious diversity*, Malden/Oxford 2001, S. 62: „The Church, however, does not think of herself as already explicitly teaching all religious truth; she has not, to put it a bit more theologially, given explicit formulation to all the religiously significant truths implied by the revelation she preserves and transmits.“

⁷ Karl-Heinz Menke, *Jesus ist Gott der Sohn. Denkformen und Brennpunkte der Christologie*, Regensburg 2008, S. 24.

⁸ Vgl. LG 9

⁹ Vgl. DV 8

¹⁰ Vgl. GS 44

¹¹ Vgl. NA 3

Alle Offenheit für andere wird aber nichts an der Entschiedenheit der Kirche ändern, für die Unbedingtheit der Selbstzusage Gottes in Jesus Christus einzutreten. Von daher wird sie ihre epistemische Demut mit einer missionarischen Haltung verbinden, die allen Menschen die Unbedingtheit der Liebeswilligkeit Gottes verkündet und die dazu einlädt, in diese Haltung einzustimmen und sich für Humanität und Barmherzigkeit, aber auch für Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen. Mir scheint es so, dass sich hierzu eben die Haltungen zur näheren Kennzeichnung einer solchen missionarischen Haltung eignen, die ich an anderer Stelle bereits im Anschluss an Catherine Cornille als Grundhaltungen für den interreligiösen Dialog vorgestellt habe.¹² Ich möchte an diese Darstellung anknüpfend im Folgenden zeigen, wie die seinerzeit skizzierten Tugenden als Kennzeichen einer missionarischen Haltung verstanden werden können. Zugleich soll dadurch präzisiert werden, wie sich eine missionarische Haltung auszubuchstabieren hat, wenn sie einmal erkannt hat, dass sie auf missionarische Absichten verzichten muss.

Tugenden des interreligiösen Dialogs als Tugenden einer missionarischen Haltung

Ich hatte bereits darauf hingewiesen, wie wichtig es für eine missionarische Haltung ist, die Selbstzusage Gottes in Jesus Christus zu bezeugen, zugleich aber in epistemischer Demut die begrenzte Reichweite der eigenen Erkenntnis dieser Wahrheit anzuerkennen. Damit sind bereits zwei der wichtigsten Haltungen benannt, die im interreligiösen Dialog einzuüben sind. Denn dieser kann nur gelingen, wenn die Gesprächspartnerinnen und -partner einerseits jeweils ihr eigenes Verständnis der Wahrheit bezeugen und wenn sie anderer-

¹² Vgl. Klaus von Stosch, *Komparative Theologie als Wegweiser in der Welt der Religionen* (Beiträge zur Komparativen Theologie; 6), Paderborn u. a. 2012, S. 155–168.

seits anerkennen, dass sie diese Wahrheit noch nicht vollständig erkennen.

Eine dritte Tugend des interreligiösen Dialogs scheint mir darin zu bestehen, die wichtige Wahrnehmung von Unterschieden nicht so weit zu treiben, dass jede Möglichkeit des Verstehens über Grenzen der Sprache, Kultur und Religion hinweg abgelehnt wird. Die damit gegebene grundsätzliche Kommensurabilitätsunterstellung bedeutet nicht, dass unterschiedliche religiöse Menschen sich auf dasselbe beziehen und eigentlich dasselbe erwarten. Aber nur wenn ich unterstelle, dass der religiös andere und ich in einem gemeinsamen Erfahrungsraum leben und unsere Konzepte letzter Wirklichkeit miteinander in Beziehung stehen, kann interreligiöser Dialog auch theologisch bedeutungsvoll sein und zu wechselseitig bedeutsamen Erkenntnissen führen.

Eine vierte Tugend, die für den interreligiösen Dialog genauso wie für eine missionarische Haltung unerlässlich ist, ist die Fähigkeit und Bereitschaft zur Empathie mit dem Fremden. Dabei geht es nach Catherine Cornille um die „Fähigkeit, nicht nur ein intellektuelles, sondern auch ein erfahrungsgesättigtes Verstehen des Anderen zu gewinnen“¹³. Religiöses Verstehen erscheint ihr kaum denkbar ohne Sympathie mit der anderen beziehungsweise ohne von ihr berührt zu werden.¹⁴ Dieses Berührtwerden kann nicht nur die Person der Fremden unter Absehung von ihrer Religiosität meinen, sondern muss sie auch in ihren religiösen Dimensionen betreffen. Von daher kann diese Empathie nicht an der Religion und den religiösen Vollzügen der anderen vorbeigehen.

Empathie versucht also, sich so sehr für die andere zu öffnen, dass ich mich von ihr und ihrer Religion berühren und affizieren lasse. Das bedeutet nicht, dass ich ihre Religion übernehme oder für wahr halte. Aber es bedeutet, dass ich sie und ihre religiöse Praxis an mich heranlasse, ohne mich zugleich innerlich davon zu distanzieren. Das

¹³ Catherine Cornille, *The impossibility of interreligious dialogue*, New York 2008, S. 5.

¹⁴ Vgl. ebenda, S. 138.

kann dazu führen, dass ich die ein oder andere religiöse Praxis mitvollziehe beziehungsweise sie teilnehmend beobachte. Ein schönes Beispiel für diesen Versuch und die darin enthaltenen Schwierigkeiten bietet Francis X. Clooney in seinem einführenden Buch zur komparativen Theologie. Darin schildert er, wie er sich beim Besuch eines hinduistischen Tempels dabei ertappt, von einer hinduistischen Göttin spirituell affiziert zu sein. In humorvoller und anrührender Weise schildert er, wie er überlegt, ob er sie in seiner Begegnung mit ihr im Tempel angebetet hat.¹⁵ An dieser Stelle führt ihn das empathische Zugehen auf die andere und die Bereitschaft, ihre spirituellen Suchbewegungen an sich herankommen zu lassen, zu Grenzerfahrungen, die Zusammenhänge und Versöhnungsmöglichkeiten erahnen lassen, die theologisch nicht unbedingt vermittelt werden können. Eine missionarische Haltung würde sich hier gerade dadurch auszeichnen, auch vor solchen Situationen nicht davonzulaufen und im Licht des Evangeliums nach Verstehensmöglichkeiten für sie zu suchen.

Eine letzte Tugend für den interreligiösen Dialog, auf die ich im Anschluss an Cornille aufmerksam machen möchte, ist die der Gastfreundschaft. Gastfreundschaft versteht sie als Einstellung „großzügiger Offenheit für die (mögliche) Gegenwart von Wahrheit in der anderen Religion“¹⁶. Wichtig ist, dass nur von der möglichen Wahrheit in der anderen Religion die Rede ist. Cornille geht es bei dieser Tugend also darum, sich in einer grundsätzlichen Gastfreundschaft dem Fremden zu öffnen und ihm als Gast ein Wohnrecht im eigenen Denken einzuräumen. Die Bereitschaft, hierzu entsprechende Umräumaktionen im eigenen Denken und Glauben zu vollziehen, geht auf die Bedürfnisse und Eigenarten des jeweiligen Gastes ein. Es geht also nicht darum, ein Gästezimmer abzuspalten, in dem man den

¹⁵ Vgl. Francis X. Clooney, *Comparative theology. Deep learning across religious borders*, Malden/MA-Oxford 2010, S. 88: „I suppose I might even have worshipped Her, because I was already there, as it were seeing and being seen. But Christians do not worship Goddesses, so I did not. I just stood there, looking.“

¹⁶ Catherine Cornille, a. a. O., S. 177.

Gast für sich lässt, sondern darum, ihn in der eigenen Wohnung ein- und ausgehen zu lassen, und damit zu rechnen, dass er mich in meinem Leben an jeder nur denkbaren Stelle bereichern kann.

Dabei sei es einfach, Gastfreundschaft den Ansprüchen gegenüber zu entwickeln, die der andere mit mir gemeinsam hat; letztlich handele es sich hier nur um „eine Zählung der Wahrheit der anderen Religion“¹⁷. Die eigentliche Herausforderung für die Gastfreundschaft stelle die Differenz und Fremdheit des Gastes dar. Hier fordere die Gastfreundschaft dazu heraus, auch in dieser Fremdheit Elemente möglicher Wahrheit zu sehen, von der der Gastgeber bisher kein Wissen und auch noch keinen Verstehenszugang hat.

Wenn man einen Gast dazu auffordert, sich in den eigenen Räumen wie zuhause zu fühlen, dann meint das nicht, dass der andere sich so verhalten soll wie ich und ich ihn nur bei einer solchen Anpassung anerkenne. Vielmehr bedeutet Gastfreundschaft, anzuerkennen, dass mein Haus anders wird, damit der andere darin sein kann, als der, der er in seinem eigenen Haus ist. Es ist auch im Blick auf Menschen von anderen Religionen nicht bereits vor dem Dialog ausgemacht, ob sie nicht sogar dauernd in meinem Haus zu Gast sein und es bereichern können, ohne dabei ihre eigene Identität preiszugeben. Ja, die Grundidee der katholischen Kirche kann man sogar so verstehen, dass sie Kirche in einem alles umfassenden Sinn verkörpern möchte und deshalb jeder Wahrheit in der Welt der Religionen in sich Raum geben will. Eine missionarische Haltung zeichnet sich an dieser Stelle vor allem dadurch aus, sich durch den Gast verändern und bereichern zu lassen.

¹⁷ Ebenda, S. 195.